

SOMMER 2016

jesuiten*weltweit*
MISSION MIT MENSCHEN

GEMEINDEARBEIT IN MOSAMBIK

Die Zukunft fängt heute an

NORDIRAK
In Betrieb: die neue
Flüchtlingsschule

VOLUNTEERS
Jetzt bewerben für
ein Auslandsjahr

JESUITEN
Tagung: Religion
und Gewalt

Grünes Licht für Konzerninitiative



Ein erster Erfolg: Die Initiative zur Konzernverantwortung kommt zustande. Mit ihren Unterschriften haben zahlreiche Schweizerinnen und Schweizer die Forderung unterstützt, dass Unternehmen auch im Ausland Menschenrechte und Umwelt respektieren sollen. Die von 77 Organisationen der Zivilgesellschaft initiierte Konzernverantwortungs-Initiative wird nun im Oktober eingereicht. Sie setzt ein Zeichen vor allem gegen Kinderarbeit, Formen moderner Sklaverei und von weiteren Menschenrechtsverletzungen.

Zu den Erstunterzeichnern gehört auch Pater Toni Kurmann SJ, Verantwortlicher für die Stiftung Jesuiten weltweit. Die Initiative orientiert sich an den 2011 veröffentlichten UNO-Leitprinzipien für Wirtschaft und Menschenrechte und verlangt,

dass Schweizer Konzerne für ihre Geschäftsbeziehungen eine Sorgfaltsprüfung bezüglich Menschenrechten und Umweltschutz einführen. «Die globalen Formen des Wirtschaftens brauchen verbindliche Regeln», betont Pater Kurmann. «Als Christen wissen wir uns einem Glauben verpflichtet, der Gerechtigkeit sucht und auch den Menschen an den Rändern von Gesellschaft und globaler Wirtschaftstätigkeit als unseren Nächsten erkennt. Verpflichtende Regeln für weltweit tätige Unternehmen leisten dazu einen zentralen Beitrag», so Kurmann.

Sklaverei bei der Crevetten-Fischerei, Kinderarbeit im Kakaoanbau, Menschenrechtsverletzungen beim Goldabbau: Diese Beispiele zeigen, wie problematisch manche Tätigkeiten von Schweizer Konzernen im Ausland sein können. Trotzdem verschlossen sich Parlament und Bundesrat bisher gesetzlichen Regelungen und setzen allein auf freiwillige Massnahmen der Konzerne. Nach einer Studie von «Brot für alle» und «Fastenopfer» verfügen jedoch nur elf Prozent der 200 umsatzstärksten Schweizer Konzerne über ein verbindliches Regelwerk, das sich in Menschenrechtsfragen an den UNO-Leitprinzipien orientiert.

BESUCH AUS CHENNAI



Im Mai kommen unsere Partner aus Indien regelmässig in die Schweiz: Pater Francis P. Xavier SJ, (l.), Physikprofessor und Direktor des College of Engineering & Technology (LICET) der Jesuiten-Hochschule in Chennai, berichtete diesmal gemeinsam mit seinem Stellvertreter und künftigen Nachfolger Pater Ignacy Arockyaa SJ (r.), Professor für Visuelle Kommunikation, über die Fortschritte des College: Mit Unterstützung auch aus der Schweiz wurde in kurzer Zeit eine akademische Ingenieurausbildung angegliedert an die Anna Universität etabliert. Das LICET unterhält Hochschulpartnerschaften in Europa, den USA und in Taiwan und rangiert auf Top 12 im Staat Tamil Nadu.

02

Editorial



Liebe Freundinnen und Freunde unserer Missionare und unserer Partner weltweit!

Mission, definiert als «Theorie und Praxis kirchlicher Fremdbegegnung» (Christine Lienemann-

Perrin), ist alles andere als ein Ladenhüter. So verstanden ist Mission in unserer globalen Welt absolut zeitgemäss. Fremden begegnen wir nicht nur auf Ferienreisen, sondern auch im hiesigen Alltag. Die Herausforderung

besteht darin, gemeinsam eine für alle sinnvolle Welt zu gestalten. Dies wird nur möglich, wenn wir lernen, die anderen in ihrer Eigenart zu verstehen und respektvoll miteinander umzugehen. Auch wenn das alles andere als einfach ist, ebnet dies den Weg zu einem sinnstiftenden Zusammenleben selbst mit ursprünglich als fremd erlebten Kulturen und Religionen.

Als Theorie stehen uns die christlichen Werte zur Verfügung. In der Praxis greifen wir auf reflektierte Erfahrungen aus dem konkreten Zusammenleben mit dem Fremden zurück. Ob als Pfarrer wie Heribert Fernando Müller in Mosambik oder als «Zivi» in Indonesien: Die Erfahrung mit

dem anderen verändert die eigene Sicht auf die Welt. So erleben wir gerade bei den Volontären eine grosse Bereitschaft, sich nach dem Auslandsaufenthalt hierzulande in Gesellschaft und Kirche zu engagieren. Auch wir sammeln durch den mal mehr und mal weniger gelingenden Dialog mit den Projektpartnern wichtige Erfahrungen für die weitere Zusammenarbeit und können so gemeinsam den Menschen vor Ort eine bessere Zukunft eröffnen.

Ihnen danken wir für Ihre Unterstützung vieler oft auch unscheinbarer und gleichwohl sehr wirksamer Projekte.

Ihr P. Toni Kurmann SJ

Bildung – das Tor zur Selbstständigkeit

Jesuiten bieten gezielt Förderprogramme für Flüchtlinge und andere Benachteiligte

Wo könnten Hilfgelder für Flüchtlinge besser angelegt sein als in der Schulbildung? Daher unterstützt die Stiftung Jesuiten weltweit die globale Spendenkampagne «Mercy in Motion» und spricht in der Schweiz dazu auch Schulen an. Bildung als Basis für eine bessere Zukunft ist ebenfalls das Anliegen von Pater Saju George SJ. Der «tanzende Jesuit» aus Kalkutta war im Mai erneut in der Schweiz.

Diese Zahlen sind erschreckend: Mehr als 60 Millionen Menschen sind weltweit auf der Flucht, darunter mehr als die Hälfte Kinder und Jugendliche. In der Regel verbringt eine Flüchtlingsfamilie 17 Jahre in einem Flüchtlingslager – eine unvorstellbar lange Zeit. Wenn diese Zeit des Wartens nutzlos verstreicht, wird eine ganze Generation ohne Ausbildung und damit ohne Zukunftsperspektive aufwachsen. Um diese Bildungskatastrophe zu verhindern, unterstützt die Stiftung Jesuiten weltweit die Spendenkampagne «Mercy in Motion» zugunsten von Schulbildung für weitere

100 000 Flüchtlingskinder. Der internationale Flüchtlingsdienst der Jesuiten (JRS) hat diese Aktion mit Unterstützung von Papst Franziskus Ende 2015 lanciert. Der JRS betreut bereits weltweit 140 000 Kinder in Flüchtlingslagern. Das Thema ist brandaktuell und spricht viele an: Bislang wurden in der Schweiz 165 000 Franken für «Mercy in Motion» gespendet. Im Sommer wird die Aktion ausgeweitet: «Wir möchten gezielt Schulkinder, Lehrerinnen und Lehrer ansprechen», erklärt Pater Toni Kurmann SJ, Missionsprokurator der Stiftung Jesuiten weltweit in Zürich.

Daher erscheint im Juli in hoher Auflage eine achtseitige Broschüre, die sich direkt an Kinder wendet und Ideen vermittelt, wie man ohne grossen Aufwand helfen könnte. Die Broschüre ist als Beilage in das katholische Kindermagazin «jumi» eingeklebt. Sie ist auch bei der Stiftung Jesuiten weltweit erhältlich.

Mercy in Motion@School

Zu den Ideen für eine Spendenaktion gehören Schulfeste, Sport- oder Konzertanlässe, die für Sammelaktionen unter dem Motto «Mercy in Motion@School» genutzt werden könnten. Kinder können aber auch etwas malen, kochen oder backen, um es

für den guten Zweck zu verkaufen. «Schön wäre auch, die Herkunftsländer der Flüchtlinge im Rahmen von «Mensch und Umwelt» im Unterricht zu behandeln», sagt Pater Kurmann. Die Jesuiten liefern dazu bei Bedarf Material und Hefte mit Zeichnungen von Flüchtlingskindern und vermitteln den Kontakt zu Flüchtlingscamps. Umgekehrt sind Fotos von Spendenaktionen willkommen für die Webseite www.mercy-in-motion.ch und für www.facebook.com/MercyMotion.

Hitzkirch lädt zum Tempeltanz

Es war ein farbenprächtiges Bild: acht indische Tänzerinnen und Tänzer in der Barockkirche von Hitzkirch. Da wollte mancher ein Selfie mit den Schülern von Pater Saju George SJ, der in Kalkutta das Sozial- und Kulturzentrum Kalahrdaya aufgebaut hat und dafür um Spenden bittet. In Kalahrdaya erhalten derzeit 80 Kinder und junge Erwachsene neben Unterricht in Englisch und Mathematik eine Ausbildung in klassischem Tempeltanz, eine Chance fürs Leben. Denn die Schüler stammen alle aus sehr armen und rechtlosen Familien. Der Auftritt in Hitzkirch war ein Höhepunkt von Pater Sajus Spendentournee im Mai in der Schweiz.



LINKS: Dieses Mädchen aus Bangui in der Zentralafrikanischen Republik geht in eine Flüchtlingschule des JRS.

RECHTS: Auftritt der Kalahrdaya-Tänzer in der Barockkirche von Hitzkirch LU.



Gottesdienst in Beira: Der Gesang spielt dabei eine grosse Rolle.

Basisgemeinden leisten die Sozialarbeit

Schuldirektor, Beichtvater, Sprachschüler: Pater Müller über den Alltag als Pfarrer in Beira

Nach mehreren Jahrzehnten in Simbabwe ist der 54-jährige Jesuit Heribert Ferdinand Müller SJ im vergangenen Jahr zum Pfarrer in Beira, Mosambik, ernannt worden. Aus Father Heribert wurde dort im Portugiesischen Padre Fernando. Er berichtet von seinen Erlebnissen als Pfarrer in dem für ihn neuen Land.

Ein alter Simbabwe-Missionar sagte mir einmal: «Als neuer Pfarrer musst du dir deine Gemeinde erlauben.» In Begleitung von drei oder vier Verantwortlichen einer Basisgemeinde besuche ich also Häuser und Hütten unserer Christen. Wer allerdings die hohen Gipfel der Schweiz kennt und das Bergsteigen liebt, wird hier rasch frustriert sein. Es gibt weder Berg, Tal noch Hügel. Alles ist super flach. Die Küstenstadt Beira, das af-

rikanische Venedig, liegt an vielen Stellen tiefer als der Meeresspiegel. In der Regenzeit verwandeln sich dann grosse Teile der dicht besiedelten Armutsviertel in riesige Schlammlöcher. Das Wasser dringt überall ein, von unten und von oben. Der ganze Unrat von alten Plastikflaschen, Tüten, vielen Essensresten und verschlissenen Kleidungsstücken wird hin und her geschwemmt. Doch erfahrene Slumbewohner kennen längst die besseren Fusswege.

Brutstätten für Moskitos

Hitze und Feuchtigkeit sind ideale Bedingungen für Moskitos, die hier in grossen Schwärmen auftreten. Regelmässig füllt sich das grosse Zentralkrankenhaus der Stadt mit Malariapatienten, viele von ihnen überleben nicht. Fast jedes Jahr bricht auch in irgendeinem Slum die Cholera aus, soviel zum Klima in Beira. Als wir die Hütte von Mbuya Migolo (Mbuya heisst Grossmutter) erreichen, schallt uns zur Begrüss-

sung schon froher Gesang entgegen. Als Witwe lebt sie allein, ist geh- und sehbehindert. Vier der fünf Kinder sind verstorben und der einzige Sohn lebt im 200 Kilometer entfernten Chimoyo. Ich begrüsse sie auf Portugiesisch, aber das versteht sie nicht. So probiere ich es auf Sena und schon zeigt sich ein Lächeln auf ihrem Gesicht. Sie sitzt auf einer alten Strohmatten in einem kleinen Raum, zahllose Fliegen schwirren umher und lassen sich immer wieder auf den Resten des gebratenen Fisches nieder. Mitglieder der Basisgemeinde kümmern sich um Mbuya Migolo. Sie reinigen das Haus, versorgen sie mit Nahrungsmitteln und Medikamenten und bringen ihr jeden Sonntag die heilige Kommunion.

Seit mehr als einem halben Jahr lebe ich nun schon in Beira. Nach so vielen Jahren in Simbabwe ist es schön, noch einmal etwas ganz Neues anzufangen. Die Pfarrei hat mich liebevoll aufgenommen und ist



sehr geduldig mit dem neuen Pfarrer, der ihre Sprachen noch etwas holprig spricht. Zur Pfarrei gehören drei grosse Slumviertel mit kleinen Kapellen und Gemeindeschulen. Viele Gebäude haben schon seit Jahrzehnten keinen Maurer mehr gesehen. Im hiesigen Gemeindezentrum, das auch als Schule dient, waren alle Toiletten verstopft. Was das für empfindliche Nasen bei dieser Hitze bedeutet, ist leicht vorstellbar. Und so war es meine erste Aufgabe, die Kläranlage zu erneuern und die Rohre tiefer zu legen. Die Herausforderungen sind gross, aber ich fühle mich hier am richtigen Platz.

Vor der Tür des Pfarrbüros üben Pfadfinder Lieder für ihr Sommerlager ein, im Pfarrsaal nebenan probt der Ndau-Chor mit kräftigen Batuken (Trommeln), aus der Nachbarschaft dröhnt es full-blast aus einer Musikbox, immer wieder der gleiche Schlager, und von der Moschee im Munchava-Viertel lässt der Muezzin seine Stimme erschallen. Ich schliesse für einen Moment die Augen und kann es kaum glauben, wie viel Leben mich hier umgibt. Eine bunte Pfarrei. Besonders rund geht es von 17 bis 21 Uhr. Um 18 Uhr feiern wir jeden Abend die heilige Messe, die von verschiedenen Gruppen gestaltet wird.

Die Jesuitenpfarrei Sankt Johannes der Täufer ist schon über 50 Jahre alt, und meine Vorgänger, die meisten aus Portugal und Brasilien, haben mir eine lebendige Gemeinde mit vielen Aktivitäten und Bewegungen hinterlassen.

Auf dem Platz vor der Kirche ist immer etwas los: Viele Jugendliche mit ihren Handys sind da, Katecheten, alte Menschen, Eltern, die ihr Kind taufen lassen wollen, ein Kommen und Gehen.

Diskussion um Miniröcke

Bei der Geräuschkulisse halte ich mit dem Empfangskomitee der Pfarrei eine abendliche Fortbildung. Die 20 Personen starke Gruppe ist für den Empfang bei den grossen Sonntagsmessen zuständig und kümmert sich um einen geordneten Verlauf der Liturgie. Wenn die Kirche sehr voll ist, helfen sie den Nachzüglern dabei, noch einen Platz zu finden. Wenn die geistig behinderte Mudiwa wieder einmal aggressiv wird und die Kinder mit ihrem Stock bedroht, begleiten sie sie behutsam, aber unnachgiebig zum Ausgang.

Heute Abend tauschen wir unsere Erfahrungen aus. Eine heftige Diskussion entsteht bei der Frage: Was tun, wenn eine Frau im Minirock, super-eng und super-

kurz, zur Kirche kommt? Da stossen die Meinungen verschiedener Generationen und Kulturen aufeinander und als Pfarrer stehe ich mittendrin.

Die grösste Herausforderung bleiben die Sprachen. Alle möchten die Lieder in ihrer Muttersprache singen und auch das Evangelium und die Predigt in der eigenen Sprache hören. Die Kolonialsprache Portugiesisch vereint zwar alle, wird aber von der Mehrheit nicht gut oder gar nicht verstanden oder gesprochen. Schon am Anfang teilte man mir mit, dass die Frage der Sprachen in unserer Pfarrei ziemlich delikat sei. In den 1970er Jahren sei deswegen schon einmal ein nicht sehr einfühlsamer Priester, der das weitverbreitete Sena unterdrücken wollte, beinahe verprügelt worden.

In der Pfarrei wird vor allem Ndau, Sena, Shwabu und Shitswa gesprochen und gesungen. Jeden Sonntag feiern wir den Gottesdienst in Ndau um 7 Uhr, in Sena um 8.30 Uhr, in Portugiesisch um 10 Uhr und gleichzeitig für die kleine nigerianische Gemeinde in Englisch im Pfarrsaal. Ndau fällt mir leicht, weil es eng mit dem in Simbabwe gesprochenen Shona verwandt ist. Für Sena nehme ich mir Zeit. Der Glaube kommt vom Hören.



LINKS: Als Pfarrer ist er hier automatisch auch der Direktor der Schule.

RECHTS: Padre Fernando predigt in Portugiesisch, Ndau und Sena.

Olympio wartet schon etwas ungeduldig auf mich. In seiner Comunidade wird heute ein Familienfest gefeiert und die soll mit einer Messfeier beginnen. In schnellem Schritt und mit Mess-Rucksack über der Schulter machen wir uns auf den Weg zur kleinen Basisgemeinde mit dem Namen São Charles Lwanga, einer der ugandischen Märtyrer aus dem 19. Jahrhundert.

Unsere grosse Pfarrei ist in 13 kleine Basisgemeinden (Comunidades) aufgeteilt, die erstaunlich gut organisiert sind. Sie sind wie die Lunge, durch die die Pfarrei atmet. Dort kennt man sich mit Namen, weiss, wo die anderen wohnen und wie es um die Familie steht. Innerhalb der Comunidades gibt es nochmals kleinere Nucleos (Kreise), die nach Sprachgruppen geordnet sind.

Schon hundert Meter vor der kleinen Kapelle begrüsst uns eine Abteilung liturgischer Tänzerinnen. Mit Gesang und Tanz begleiten sie uns zu dem Ort, an dem alle versammelt sind. Heute ist die Kapelle zu klein, und die Männer haben mit viel Geschick eine provisorische Zeltkirche hergerichtet. Besuche in den Comunidades sind immer eine gute Gelegenheit, das Sakrament der Beichte anzubieten. Doch es ist gewagt, weil die meisten am liebs-

IN KÜRZE

Simbabwe und Mosambik wurden zu einer Ordensprovinz mit insgesamt 187 Jesuiten zusammengelegt. Die Länder haben eine je eigene Kolonialgeschichte und neben Englisch bzw. Portugiesisch auch unterschiedliche Sprachen. Aber die Kultur ist ähnlich.

ten in ihrer eigenen Sprache beichten und der arme Beichtvater dann nur die Hälfte oder weniger versteht. Doch Busse und Absolution werden niemals verweigert.

In den Comunidades gibt es viele Aufgaben. Um Kranke und Sterbende kümmert sich die Gruppe Saude e Esperança (Gesundheit und Hoffnung). Eine andere Gruppe bemüht sich um die Katechese der ganz Kleinen, die noch nicht zur Pfarrkirche gehen können. Für die gemeinsamen Wortgottesdienste in der Kapelle ist die Liturgiegruppe zuständig. Für Paare, die sich nach einer kirchlichen Trauung sehnen, aber nicht die Mittel für eine grosse Feier haben, halten wir in der Kapelle

auch Hochzeiten in kleinerem Rahmen, wobei die Comunidade die anschliessende Feier übernimmt.

Eine weitere Gruppe kümmert sich um den Dízimo, den Zehnten, eine freiwillige Abgabe zur Unterstützung der Gemeinde. zehn Prozent gehen an die Diözese, 70 Prozent sind für den Unterhalt der Pfarrei und 20 Prozent bleiben in der Comunidade. Jede Familie hat eine Dízimo-Karte, auf der die monatlichen Beiträge notiert werden. Diese Verwaltung funktioniert und hält Pfarrei und Comunidade finanziell am Laufen, verlangt aber einen hohen Grad an Einsatz und Transparenz. Drei der kleinen Gemeinden nutzen ihre Kapelle und anliegende Gebäude auch als Schule.

Drei Franken Schulgeld im Monat

940 Kinder und Erwachsene gehen in unserer Pfarrei zur Schule, und als Pfarrer bin ich automatisch Schuldirektor. Ich bewundere die 28 meist jungen Lehrer, die sich für weniger als 50 Euro pro Monat für die Schulbildung der Kinder einsetzen. Eine der Schulen bietet für Erwachsene einen Alphabetisierungskurs an, der mit dem Abschluss der Grundschule endet. Jeder Schüler zahlt umgerechnet drei Franken Schulgeld pro Monat. Das Schulsystem in

RECHTS: Die Gottesdienste in den Gemeinden sind gut besucht.

LINKS: Für die Renovierung der Kirchen wird Geld benötigt.



Mosambik ist noch sehr schwach entwickelt, der Bedarf an neuen Schulen ist gross. Deshalb möchten die anderen Comunidades auch Schulen einrichten.

Bei meinen Besuchstouren treffe ich auch den Farmer Senhor Ramiro da Silva, ein Mitglied unserer Pfarrei. Er ist einer der wenigen Portugiesen, die Beira nie verlassen haben. Das hat damit zu tun, dass die Familie da Silva ihre 103 Farmarbeiter und deren Familien immer respektvoll behandelt hat. Ramiro besitzt 800 Milchkühe, darunter auch einige, die über Südafrika aus der Schweiz kamen. Wegen des feuchtheissen Klimas mussten die europäischen Kuhrassen mit den einheimischen gekreuzt werden. Auch ein Käse wird seit neuestem auf der Farm produziert und in der Stadt verkauft. Geschmacklich sehr gut, nur die Löcher im Käse, die fehlen noch.

Einmal im Jahr feiert jede der kleinen Gemeinden ihr Patronatsfest. Es wird gegessen, getanzt und gesungen. Ich merke, dass man sich über meinen Besuch freut. Am Abend begleiten mich zwei Ministranten nach Hause. Die feuchte Hitze treibt mir den Schweiß aus allen Poren. Aber ich fühle mich trotzdem leicht und unbeschwert.

P. Heribert Fernando Müller SJ

SPENDENBITTE

Die Zusammenlegung der beiden Ordensprovinzen Simbabwe und Mosambik bedeutet Pionierarbeit – zwei Regionen mit unterschiedlichen Strukturen sollen zusammenwachsen. Neben seiner Arbeit als Pfarrer in Beira ist Pater Heribert Fernando Müller SJ auch Delegat für Mosambik. Das heisst, dass er als Vertreter des Provinzials für Verwaltungs- und Personalfragen verantwortlich ist. In Mosambik allein gibt es 22 Jesuiten für sieben Standorte; weitere 20 junge Ordensmitglieder befinden sich in der Ausbildung, etwa im benachbarten Harare (Simbabwe). In Mosambik stehen viele Projekte an, die nötig sind, damit Gemeinden leben und Stabilität geben können: die Renovierung von Häusern und Kapellen, die Ausbildung von Katecheten, die Unterstützung der



Sozialarbeit in den Gemeinden und auch die Förderung der Landwirtschaft als Existenzgrundlage. Eine lange Liste, die wir gemeinsam Schritt für Schritt umsetzen können, wenn Sie uns dabei helfen. Ganz herzlichen Dank für Ihre Unterstützung!

*P. Toni Kurmann SJ
Missionsprokurator*



LINKS: Padre Fernando nimmt sich Zeit für das Gespräch mit seinen Gemeindeangehörigen.



RECHTS: Maximale Nutzung – man muss sich zu helfen wissen.



Betonfundamente statt Lehm: In den Gebäuden des Jesuiten-Flüchtlingsdienstes gibt es auch psychologische Betreuung für Familien.

Ein Ankerplatz: die JRS-Schule in Ozal

Neue Containerbauten bieten Platz für Förderunterricht und Weiterbildungen

Wer sich mit dem Schicksal von Flüchtlingen beschäftigt, muss mit schlechten Nachrichten leben. Doch es gibt auch Positives: Etwa im Nordirak, wo der Jesuiten-Flüchtlingsdienst (JRS) Bildungsangebote organisiert. Judith Behnen hat sich dort umgesehen. Hier ihr Bericht.

Ich stehe am Ende einer Sackgasse in Ozal, einem Neubaugebiet am Rande der kurdischen Provinzhauptstadt Erbil. Vor meinem inneren Auge taucht das Bild auf, wie es hier bei meinem letzten Besuch im Januar 2015 aussah: Eine Zeltkirche und daneben nur leeres, lehmiges Land. Jetzt, im Frühjahr 2016, fällt mein Blick als erstes auf den hoch umzäunten Sportplatz. Auf dem Kunstrasen in sattem Grün übt ein Lehrer mit einer Klasse Volleyballschläge. Rechts vom Sportplatz stehen in Container-Bauweise eine grosse

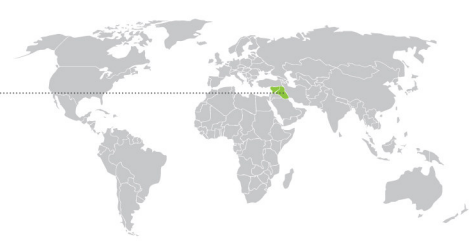
Halle für Versammlungen und mehrere Räume für Computerunterricht und Nähklassen. Die beiden Einfamilienhäuser am Ende der Strasse sind vom Flüchtlingsdienst der Jesuiten (JRS) angemietet worden. Hier sind die Kindergartengruppen, die Küche für Kochkurse, der Salon für Friseur- und Kosmetikkurse, Besprechungsräume für die Psychologin und Familienbesuch-Teams sowie Büros untergebracht. Links vom Sportplatz geht es zur Containerschule.

Betreuung ganzer Familien

Auf einem fest gegossenen Betonfundament stehen die einzelnen Klassenräume, Lehrerzimmer und Toiletten. Die Wege zwischen den Containern sind überdacht und ebenfalls betoniert. Denn der Boden hier ist so lehmig, dass nach jedem Regen hartnäckige Schlammbrocken an den Schuhen hängen bleiben. In der Containerschule werden sowohl Grundschüler

als auch Sekundarschüler unterrichtet, erklärt mir Bruder Wissam Marzeena, der Leiter des JRS-Projektes in Ozal. Er gehört einer lokalen Ordensgemeinschaft an, die mit drei Mitgliedern direkt in der Nachbarschaft lebt und sich gemeinsam mit den ebenfalls nach Ozal gezogenen Dominikanerinnen auch um die Seelsorge in der vom JRS gebauten Kirche kümmert, die hinter der Containerschule steht. Bruder Wissam ist wie fast alle JRS-Mitarbeiter selbst 2014 vor der Terrormiliz IS nach Erbil geflohen.

Das Schulsystem in Ozal ist kompliziert: Die lokale Regierung in Erbil hat für die Flüchtlingskinder im Grundschulalter staatlichen Schulunterricht organisiert. Diese Kinder werden nicht in die Regelschulen integriert, sondern gesondert unterrichtet – allerdings in grossen Klassen mit 60 Schülern und dies auch nicht täglich. Der JRS hat daher in der Containerschule ergänzenden Unterricht an den



Tagen organisiert, an denen die Kinder nicht in die staatlichen Schulen gehen. Für insgesamt 470 Jungen und Mädchen wird hier nun Unterricht in Arabisch, Kurdisch und Mathematik abgehalten. Zusätzlich gibt es Kurse in Sport, Kunst und Theater. Wir besuchen einige Grundschulklassen. Die Atmosphäre ist hier sehr gut, die Kinder antworten auch auf meine Fragen ohne Scheu.

«Uns gefällt die Schule hier viel besser als der staatliche Unterricht», erklärt Sarab. Mariam ergänzt: «Die Klassen dauern hier länger, nicht nur eine halbe Stunde. Und die Lehrer sind gut und beantworten unsere Fragen.» Ziel des JRS ist es keineswegs, einen Parallelunterricht zum staatlichen System aufzubauen. Vielmehr will man die Kinder zusätzlich fördern und begleiten, damit ihre Zukunftschancen nicht verbaut werden.

Zukunftsträume

Bei den Sekundarschülern gibt es kein ausreichendes staatliches Angebot. Daher gehen sie von Sonntag bis Donnerstag jeden Tag in die JRS-Containerschule. Auf dem Stundenplan stehen Chemie, Physik, Mathematik, Arabisch und Englisch. Entsprechend der irakischen Kultur werden

die älteren Mädchen und Jungen auch in der Containerschule getrennt unterrichtet: Die Klassen für 160 Jungen finden morgens statt, die 140 Mädchen kommen am Nachmittag. Ich frage sie nach ihren Träumen für die Zukunft: Ingenieur, Lehrer, Ärztin, Rechtsanwältin – das wollen viele



Stabil, sicher, trocken: die neuen Klassenzimmer in der Containerschule Ozal

werden. Am Nachmittag finden auch Kurdisch- und Englischkurse für erwachsene Flüchtlinge statt. Beim Besuch in den Klassen kommen wir ins Gespräch über die Situation für Flüchtlinge in Europa und ihre Lage hier in Kurdistan. Für die meisten steht fest: Sobald es möglich ist und die

Terrormiliz IS besiegt, wollen sie zurück in ihre Heimatorte. Sie sehen ihre Zukunft nicht in der autonomen Region Kurdistan. Denn für die Flüchtlinge, die kein oder nur wenig Kurdisch sprechen, ist es sehr schwierig, hier Arbeit zu finden. Die JRS-Projekte in Ozal sind zu einem Ankerpunkt in ihrem Leben auf Abruf geworden.

Offen für alle Religionen

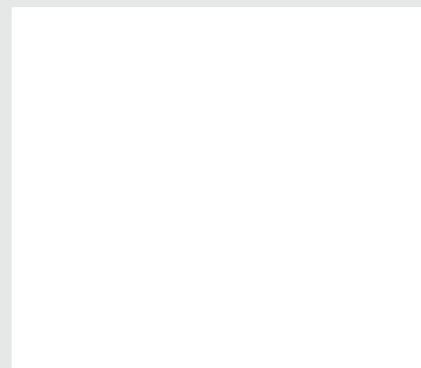
Die Familienbesuch-Teams des JRS begleiten christliche, muslimische und jesidische Flüchtlinge. Auch die Containerschule steht allen Religionen offen – genauso wie der Kindergarten und die Computer-, Sprach-, Näh-, Koch- und Friseurkurse für Erwachsene, die ich am Nachmittag besuche. Für die christlichen Flüchtlingsfamilien in Ozal ist es wichtig, ihren Glauben gemeinsam zu feiern, die tägliche Messe in der Containerkirche ist gut besucht. Über die Familienbetreuung habe ich einen Einblick in die beengte Wohn- und Lebenssituation der Flüchtlinge bekommen. Im Vergleich dazu bietet das JRS-Zentrum Platz zum Atmen und Leben. Und diesen Platz brauchen die Kinder, Jugendlichen und Erwachsenen auch, um die Hoffnung nicht zu verlieren.

Judith Behnen

DER PAPST TRIFFT FLÜCHTLINGE AUF LESBOS

Es war ein starkes Zeichen der Solidarität, das Papst Franziskus Mitte April bei seinem Besuch auf der griechischen Insel Lesbos setzte. Er besuchte dort Hunderte in Lagern lebende Flüchtlinge, um Anteil an ihrem Schicksal zu nehmen: «Ich will euch sagen, dass ihr nicht allein seid», sagte das 79-jährige Kirchenoberhaupt und nahm nach dem Besuch zwölf Flüchtlinge mit nach Rom zurück. In einer Erklärung des Vatikans hiess es, Franziskus' Initiative sei eine Willkommensgeste an

die Flüchtlinge, die bereits vor dem am 20. März zwischen der EU und der Türkei geschlossenen Abkommen in Griechenland gewesen seien. Der Papst hatte auf der Insel zusammen mit dem griechisch-orthodoxen Erzbischof Hieronymus II. und Patriarch Bartholomaios I. eine Nachricht an die Weltöffentlichkeit gerichtet: «Wir hoffen, dass die Welt die Bilder dieser tragischen und verzweifelten Not sieht und auf eine Weise reagiert, die unserer gemeinsamen Menschlichkeit angemessen ist.»



Er sucht den direkten Kontakt: Papst Franziskus mit jugendlichen Flüchtlingen bei seinem Besuch auf Lesbos

Hilfe für Erdbebenopfer

1600 Franken für eine Notunterkunft – in Ecuador sind tausende Familien obdachlos

Die Jesuiten in Ecuador bitten um Spenden für den Aufbau von Notunterkünften und Lagern nach dem schweren Erbeben im April. Tausende Menschen haben dadurch ihre Wohnung verloren.

Eccuador im Ausnahmezustand: Kaum einen Monat nach dem schweren Erdbeben vom 16. April mit der Stärke 7,8 haben weitere Beben das südamerikanische Land erschüttert. Die Wirkungen waren selbst in der Hauptstadt Quito und im benachbarten Kolumbien zu spüren, wie es in Medienberichten hiess. 661 Tote und über 17 000 Verletzte lautete die schreckliche Bilanz. Mehr als 33 000 Menschen verloren ihre Wohnungen und Häuser – die schlimmste Katastrophe seit sechs Jahrzehnten.

Wie Provinzial Pater Gilberto Freire SJ berichtete, werden jetzt Spendengelder benötigt, um zunächst den Bau von Notunterkünften und Zeltlagern in den am meisten betroffenen Gebieten zu finanzieren: Die Kosten für eine Notunterkunft belaufen sich auf etwa 1600 Franken, ein Lager oder eine Wohneinheit für elf Familien mit einer zentralen Kochgelegenheit,



Das Erdbeben mit Stärke 7,8 hinterliess an vielen Orten nur noch Trümmerfelder.

Duschen, Toiletten und Kanalisation kostet etwa 27 000 Franken. Für die Soforthilfe haben die Jesuiten Medikamente, Lebensmittel, Hygieneartikel, Decken und Planen organisiert. Die Verteilung der Hilfsgüter läuft über das Entwicklungsbüro der Jesuitenprovinz in Ecuador. Der Orden selbst, so Pater Freire SJ, hat keine Toten oder Verletzten zu beklagen. «Es gibt jedoch erhebliche Schäden an Ge-

bäuden. Betroffen sind die katholische Universität in Manabí, verschiedene Schulen unsere Schulwerkes Fe y Alegría, die Kirche La Merced und vor allem unser Sozialzentrum Río Manta.» Der Provinzial dankt allen Förderern für jede Unterstützung. Die jesuitischen Werke in Europa koordinieren die Hilfe für Ecuador im Xavier-Netzwerk unter Federführung der Schwesterorganisation «Entreculturas».

10

ERDBEBEN IN NEPAL: EIN JAHR DANACH

Es war verheerend: Am 25. April 2015 erschütterte ein Erdbeben Nepal und hinterliess rund 9000 Todesopfer und mehr als 22 000 Verletzte. Rund eine Million Häuser wurden vollständig zerstört oder beschädigt. Vielen Menschen blieb nichts ausser einem Haufen Steine, Schulunterricht war unmöglich. Im Mai folgte ein zweites Beben, das weitere Todesopfer forderte und die Lage noch verschlimmerte. Die Phase der Soforthilfe bis August 2015 wurde durch das Nepal Jesuit Social Institute (NJSI, dem Sozialinstitut der Jesuiten in Nepal) koor-



diniert. In einer zweiten Phase der Hilfe konzentrierte sich das NJSI auf Materialausgabe, um den Schultrieb zum Laufen zu bringen. Seit Anfang 2016 konnte der Wiederaufbau beginnen. Feste Häuser und Schulen haben



oberste Priorität. Die Stiftung Jesuiten weltweit unterstützt die Arbeit der Partnerorganisationen vor Ort in schwer zugänglichen Bergdörfern, in denen oft Armut herrscht. Denn die Ärmsten trifft es meist am härtesten.

Indiens Probleme in entlegenen Dörfern

Jesuiten entwickeln Bildungs- und Sozialprojekte für die Landbevölkerung

Mehr als 150 Projekte betreut die Stiftung Jesuiten weltweit pro Jahr. Naturgemäss können sie nicht alle im Rampenlicht stehen. Daher sollen hier einmal Projekte vorgestellt werden, die mit wenigen Mitteln dennoch grosse Wirkung erzielen – drei Spotlights aus Indien.

50 Lernzentren

Rund drei Autostunden von der pulsierenden Metropole Mumbai entfernt tut sich auf dem Land eine andere Welt auf, fernab von Hektik und Hightech: Hier, in Nashik in der Region Maharashtra, leitet Pater Godfrey D'Lima SJ das Maharashtra Prabodhan Seva Mandal (MPSM), ein Bildungszentrum für die ländliche Bevölke-



Unterricht in einem der 50 Lernzentren der Jesuiten auf dem Land

rung. Die Menschen leben hier mehr schlecht als recht von der Landwirtschaft, Bildung wird klein geschrieben. Lange Wege, schlechte Strassen, Lehrermangel, marode Schulgebäude und ein staatlicher Lehrplan, der mit dem Dorfleben wenig zu tun hat, machen es schwer, die Kinder adäquat zu unterrichten. Meist sind es Adivasis oder Dalits («Unberührbare»), gehören also Bevölkerungsgruppen an, die im indischen Alltagsdenken nicht viel wert sind. Pater Godfrey will den Kindern eine Chance auf eine bessere Zukunft geben und hat über die Jahre – auch in Kooperation mit dem Staat – das MPSM mit 50 Lernzentren in den Dörfern aufgebaut. Rund 4000 Kinder profitieren inzwischen von dem Angebot: Am MPSM werden Lehrpläne und Lehrmittel wie Schulhefte,

DVDs mit Lehrfilmen und IT-Tools für den Unterricht am Laptop entwickelt sowie Lehrer ausgebildet. Dabei geht Pater Godfrey sparsam mit den knappen Ressourcen um: So wurden etwa Schaubilder für den Englischunterricht auf alte Lastwagenpläne gedruckt. Sie sind im Monsun wetterfest und können problemlos transportiert werden. Ziel ist es, die Kinder zu befähigen, nach der Grundschule auch eine höhere Ausbildung zu absolvieren. Dafür gibt es ein College mit derzeit 160 Schülern. Pater Godfrey und sein Team setzen auf den Multiplikatoreffekt: Die Schüler von heute sollen als Lehrer von morgen zurückkehren. Mehr Infos unter <https://vimeo.com/jesuitenweltweitch/nashik>.

Studenten als Lehrer

Auch in Chennai an der Ostküste Indiens setzen sich die Jesuiten für bessere Bildung ein. Im Loyola College Vettavalam der Jesuiten wurde ein «Outreach Programme» entwickelt. Das Konzept ist ebenso einfach wie effizient: Die Studierenden des Jesuiten-College geben Kindern in Dörfern Unterricht in Schreiben, Lesen und in Mathematik. Denn laut einer indischen Studie ist das Bildungsniveau in der Primarstufe vor allem in diesen Fächern alarmierend tief, es gibt im District sehr viele Analphabeten. Das staatliche Schulsystem ist überfordert, es krankt wie



Das Loyola College in Vettavalam liegt rund 190 Kilometer von Chennai entfernt.

so häufig an der Infrastruktur. Der Unterricht findet in Kirchen, Gemeinschaftsräumen oder unter freiem Himmel statt. So konnten 2015 mehr als 1000 Kinder in 15 entlegenen Dörfern erreicht werden.

Anti-Drogen-Angebot

Ebenfalls in der Chennai Mission hat sich seit zwei Jahren ein Projekt erfolgreich etabliert, das sich mit einem gravierenden Problem innerhalb der erwachsenen Dalit-Bevölkerung befasst: dem Alkoholismus. Vor allem Männer sind betroffen. Sie belasten das Familienleben schwer, viele



Die Gruppe bietet Halt: Dr. Masillamani SJ (1. Reihe, 2. v. r.) leitet das Programm.

sterben an den Folgen des übermässigen Alkoholkonsums. Das «De-Addiction-Programme» der Jesuiten soll Hilfe leisten durch psycho-soziale Beratung und Betreuung, Veranstaltungen und Entgiftungsprogramme. Dabei stehen vier Ziele im Mittelpunkt: die Förderung einer Kultur der Nüchternheit, idealerweise die Heilung der Alkoholkrankheit, Prävention bei den Kindern von Alkoholikern und die Stärkung der vielfältig leidenden Ehefrauen von Alkoholkranken. Im letzten Jahr haben die Jesuiten in 14 Dörfern Sensibilisierungstagungen organisiert und die Mitarbeitenden dafür monatlich geschult. In 46 Dörfern fanden alkoholfreie Feste statt, um aufzuzeigen, dass man sich auch ohne Alkohol vergnügen kann. Zudem können Betroffene an dreiwöchigen Entgiftungsprogrammen in Häusern der Jesuiten teilnehmen, im Durchschnitt sind es acht Personen pro Monat. Es gibt regelmässige Treffen zur Beratung und zur Aussprache in verschiedenen Dörfern. Der Erfolg ist sichtbar: Etwa 60 Prozent der Teilnehmer blieben nach dem ersten Jahr «trocken». Einige konnten sogar eine reguläre Arbeitsstelle antreten und ihre Familien wieder ernähren, ohne sich als Tagelöhner durchschlagen zu müssen.

Ralph Bohli



Das Umfeld stimmt: Raffael Haldi gehörte bei seinen indonesischen Kolleginnen und Kollegen von Anfang an dazu.

Erster Zivi im Indonesien-Einsatz

Die Stiftung Jesuiten weltweit bietet zwei Stellen im Polytechnikum ATMI auf Java an

Seit kurzem ist die Stiftung Jesuiten weltweit offiziell als Einsatzbetrieb für den Zivildienst anerkannt. Dazu wurden zwei Stellen in Indonesien bewilligt. Raffael Haldi aus der Ostschweiz ist der erste Zivildienstleistende dort.

Noch ist alles ein bisschen neu für Raffael Haldi. Seit wenigen Wochen ist er als Zivildienstleistender im Einsatz: Er arbeitet am Polytechnikum ATMI, dem «Akademi Teknik Mesin Industri» in Solo (Surakarta) auf der Insel Java, das einst von Jesuiten gegründet wurde. Nach der Anerkennung der Stiftung Jesuiten weltweit als Einsatzbetrieb haben Zivildienstleistende nun die Möglichkeit, mindestens vier Monate im ATMI Dienst zu leisten – sofern sie auch eine entsprechende Ausbildung und Berufserfahrung mitbringen. Bei Haldi war

das der Fall. Zu seinen Aufgaben gehört es, Instruktoren im Mechatronik-Bereich zu unterrichten, Industrieprojekte aufzugleisen und auch an der Überarbeitung des Lehrplans mitzuarbeiten. Alles andere als langweilige Tätigkeiten, dazu in einem spannenden Land. Nach den ersten Monaten schwärmt Raffael Haldi denn auch: «Die Arbeit als Zivi im Auslandseinsatz eröffnet einen unerwartet tiefen Einblick in die Kultur des Landes, wie ich sie bei einer Ferienreise nicht annähernd erleben würde.»

Eine lange Beziehung

Der 25-Jährige ging übrigens nach Indonesien gewissermassen nach dem Motto: Wenn der Berg nicht zum Propheten kommt, muss der Prophet zum Berg kommen. Denn ursprünglich kamen ATMI-Ausbilder oder -Studierende in die Schweiz und nicht umgekehrt. Diese Beziehung hat eine lange Vorgeschichte, die 1969 mit

der Gründung des Polytechnikums mit einer dualen Berufsbildung begann. Es wurde eine Erfolgsgeschichte der Entwicklungszusammenarbeit zunächst zwischen dem Technischen Dienst in Bern (heute DEZA) und den Jesuiten. Weil in Indonesien die Firmen keine Lehrlinge ausbildeten, machte die ATMI aus der Not eine Tugend und baute einen eigenen Industriebetrieb für Spitalbetten und Registrierkästen auf, der auch ausbildete. Das ATMI entwickelte sich zu einer der angesehensten Berufsbildungsstätten Indonesiens, seit 16 Jahren wird es von einem indonesischen Jesuiten gemanagt.

Jahrelang schickte man Instruktoren in die Schweiz, bis dies aus verschiedenen Gründen am Ende zu teuer wurde. Neben der jüngsten Zusammenarbeit mit Siteco (Association for Swiss International Technical Cooperation) eröffnet sich jetzt eine neue Form des Wissenstransfers: über Zivildienstleistende aus der Schweiz.

«Ich möchte viel von anderen lernen»

Noémie erklärt, warum sie ein Jahr lang freiwillig in einem Sozialprojekt arbeiten will



Noémie Issartel

Noémie Issartel, 28, Psychologin, wird ein Jahr in der Dominikanischen Republik in einem Gesundheitsprogramm mitarbeiten.

Warum willst du ein Jahr lang etwas Soziales tun?

Am Ende meines Psychologiestudiums war für mich klar, dass nun etwas Neues kommen muss. Ich möchte aus alten Ketten ausbrechen. Dazu kommt, dass ich mich in meinem Umfeld immer stark für andere engagiere. Solidarität und Gerechtigkeit sind mir wichtig. Das gibt mir Sinn im Leben. Ausserdem will ich mich auch selbst besser kennenlernen. Ich weiss, dass ich perfektionistisch und leistungsorientiert bin. Ich will lernen, lernen, lernen! Ich mag es, gefordert und überfordert zu sein, neue Perspektiven und Lösungen kennenzulernen. Lernen und Verstehen – das steht bei mir immer im Vordergrund und zieht sich wie ein roter Faden durch mein Leben.

Was willst du auf jeden Fall erleben?

Ich möchte Momente erleben, in denen zwei Kulturen aufeinander treffen, um mich dabei selbst zu erleben und die andere Person wahrnehmen zu können. Dabei interessiert mich, wie ich und wie die andere Person funktionieren. (Denkt nach) Ich fände es schön, wenn ich Teil einer Gemeinschaft werden darf. Das würde dann auch heissen, dass ich die Menschen vor Ort verstehe und mich anpassen kann. Ich möchte im Einsatz viel von anderen lernen und hoffe zugleich, dass ich im Gegenzug den Menschen vor Ort etwas geben kann, was sie sich wünschen.

Was bedeutet es für Dich, dass die Stiftung Jesuiten weltweit eine katholische Organisation ist?

(Überlegt) Meine Familie ist römisch-katholisch, ich bin damit aufgewachsen, hatte aber früher zur Institution Kirche keinen direkten Zugang. Mein Bild der Kirche war sicher mit Vorurteilen behaftet. Das hat sich im Verlauf der Jahre aber geändert. Bei den Jesuiten hatte ich das Gefühl: Hier kann ich so sein, wie ich bin, und muss mich nicht verstellen oder verstecken. Mit den Werten der Jesuiten kann ich mich gut identifizieren.

AUSLAND VERÄNDERT



Neues wagen? Das Buch «Mission possible» dokumentiert in 25 Interviews mit Porträtfotos, wie sich der Blickwinkel von Volunteers im Verlauf ihrer Einsätze verändert. Herausgeber Klaus Vähröder ist Direktor der Jesuitenmission Deutschland. Erschienen ist das Buch 2015 im Herder Verlag Freiburg/Breisgau.

Wie sieht dein Umfeld den Einsatz?

Mein Familie und meine Freunde freuen sich für mich, meine Eltern sind auch ein bisschen wehmütig. Aber alle nehmen Anteil an den Vorbereitung, lernen sogar Spanisch und haben einen guten Eindruck von Jesuit Volunteers. Mein Freund macht ja auch mit bei diesem Einsatz, da kann man gegenseitig auf sich schauen.

JETZT BEWERBEN: DAS MUSST DU WISSEN

Alter: Engagement kennt keine Altersbeschränkung! Unser Freiwilligendienst richtet sich an Erwachsene ab 18 Jahren.

Zeitrahmen: Ein Jahr ist aus Erfahrung eine «runde Sache» für Jesuit Volunteers. Die Vorbereitungszeit beginnt schon im Herbst zuvor, die Ausreise erfolgt dann im Sommer.

Einsatzort: Darüber entscheiden wir gemeinsam mit den Freiwilligen und unseren Projektpartnern während der Vorbereitungszeit.

Begleitung: Eine intensive Vor- und Nachbereitung ist fester Teil

des Programms, ebenso wie ein Seminar zur Reflexion während des Einsatzes. Das Team der Jesuit Volunteers und Ansprechpartner am Einsatzort begleiten Dich/Sie.

Lebensbedingungen: Man muss sich auf einen einfachen Lebensstil in einem christlich-interreligiös geprägten Umfeld einlassen.

Kosten: Wir übernehmen einen Grossteil der Reisekosten und sorgen für Unterkunft, Verpflegung, Versicherungen und ein ortsangepasstes Taschengeld. Die Freiwilligen beteiligen sich an Kosten



und Organisation für Sprachkurse, Visum und Impfungen.
Zertifizierung: RAL-Gütesiegel «Internationaler Freiwilligendienst».
Bewerbungsfrist für 2017/2018: 31. Oktober 2016. Mehr Infos unter: www.jesuiten-weltweit.ch/volunteers



Frisch renoviert: Das Lassalle-Haus in Bad Schönbrunn bietet ideale Rahmenbedingungen für ein Symposium.

Symposium zu Religion und Gewalt

Jesuiten beschäftigen sich mit Fragen der Macht und der Opfertheologie

Das regelmässig wiederkehrende Symposium der Jesuiten in der Schweiz ist der Ort für eine Standortbestimmung und für die Reflexion auf ein bestimmtes Thema: In diesem Jahr geht es um das Verhältnis von Religion und Gewalt. Provinzial Pater Christian Rutishauser SJ erklärt, was ihm an dieser Thematik so wichtig ist.

Gotteskrieger, «Verteidiger des Glaubens» oder vermeintliche «Märtyrer», die sterben, nur um andere in den Tod zu reissen – die Bezeichnungen wechseln, doch das Phänomen ist das gleiche: Menschen töten oder verletzen andere Menschen im Namen ihres Glaubens. Angesichts des islamistischen Terrors einerseits, aber auch brennender Moscheen wie etwa 2015 in Schweden

andererseits ist die Frage nach dem Verhältnis von Religion und Gewalt hochaktuell. «Religionen stehen heute unter dem Generalverdacht, eine fundamentalistische Haltung und damit Gewalt gegen Andersdenkende zu fördern», erklärt Pater Rutishauser SJ. Es werde öffentlich debattiert, ob nicht eine durchgängig säkulare Gesellschaft besser geeignet sei, ein friedliches Miteinander zu gewährleisten.

Renommierete Referenten

Im Kern geht es also um die Frage, wie Menschen zusammenleben wollen. Daher hat Provinzial Rutishauser dieses Thema für das diesjährige Symposium seiner Ordensbrüder Mitte Juni im Lassalle-Haus gewählt und dazu renommierte Referenten eingeladen: den deutschen Kulturtheoretiker und Schriftsteller Klaus Theweleit, der mit seiner Untersuchung über faschistoide Männerphantasien Ende der 1970er-Jahre bekannt wurde, den Spezia-

listen für «Dramatische Theologie» Professor Józef Niewiadomski, der in Innsbruck lehrt, sowie die Fundamentaltheologin Professor Hildegund Keul aus Würzburg. Sie lenkte bei der Tagung den Blick auf die Versuchung des Menschen, sich unverwundbar zu geben, und auf die Anerkennung der Verletzlichkeit (Vulnerabilität) durch den Kreuzestod Jesu.

Für Pater Rutishauser sind bei den Stichworten Religion und Gewalt vor allem drei Aspekte interessant: Zunächst geht es ihm um die Ursachen von Gewalt. Für ihn ist Gewaltanwendung keine Frage der religiösen Überzeugung, sondern ein anthropologisches Problem. Mit anderen Worten: Gewalt gehört zum Menschsein. Die Entscheidung, Gewalt auszuüben oder sie zu verhindern, liegt bei jedem einzelnen. Damit wehrt sich Pater Rutishauser gegen eine einseitig positive Sicht der säkularen Gesellschaften und die Behauptung, Religionen wie der Islam, aber nicht nur der



Provinzial Christian Rutishauser SJ

Islam, seien Ursache von Gewalt. «Die Rechtsstaatlichkeit einer Gesellschaft mit einer Trennung von Religion und Staat ist sicher die beste Form, um Gewalt einzudämmen. Doch die säkulare Weltordnung verschleiert die eigene Gewalttätigkeit und die des einzelnen», ist Pater Rutishauser überzeugt. Die grösste Gewalt im 20. Jahrhundert sei schliesslich von Nationalstaaten ohne jegliche religiöse Fundierung ausgegangen, so der Provinzial. Er meint damit unter anderem den Nationalsozialismus in Deutschland. Zudem fühlten sich gerade nicht-religiös sozialisierte junge Männer aus einem säkularen Umfeld von der Terror-Gruppe des Islamischen Staates angezogen. Nicht von ungefähr lautete daher das Thema des Vortrags von Klaus Theweleit «Von der Lust an der Gewalt».

Die Sozialform der Zukunft

Was die gesellschaftliche Ebene von Gewalt angeht, so will Rutishauser nicht stehen bleiben bei den Errungenschaften der Aufklärung, also der Rechtsstaatlichkeit. Das allein schütze nicht vor Gewalt. Man müsse, so sein zweites Anliegen, «tiefer bohren», um die Sozialform der Zukunft, der Postmoderne, entwickeln zu können.

«Wir befinden uns in einem Transformationsprozess und das Ergebnis und damit auch die künftige Rolle der Religion sind noch offen», so der 50-jährige Jesuit.

Das Ethos der christlichen Gewaltlosigkeit verbietet es jedenfalls, die eigenen religiösen Werte und Ziele mit Gewalt durchzusetzen. Wie weit darf man gehen, um seine Werte zu verwirklichen? «Es ist sicher eine Tragik im menschlichen Leben, das oft das Gute auch Schaden anrichtet», so Pater Rutishauser. Dabei ist er sich bewusst, dass die Frage nach dem Verhältnis von Religion und Gewalt nicht nur für die Gesellschaft insgesamt von Bedeutung ist, sondern auch für einzelne gesellschaftliche Gruppen, wie sie der Jesuitenorden als «Societas Jesu» selbst darstellt. «Wenn Menschen die Welt gestalten wollen, wird es immer zu Fragen der Macht

kommen.» Schliesslich spielt für den Provinzial beim Symposium die theologische Frage eine grosse Rolle, wie der christliche Glaube an die Erlösung des Menschen mit dem Thema Gewalt zusammengeht. Hierzu setzt der Beitrag des Religionsphilosophen Niewiadomski zum Thema «In Gott ist keine Gewalt» spannende Impulse: Niewiadomski gibt seit 2014 mit Unterstützung durch die Jesuiten in der Schweiz die «Gesammelten Schriften» von Pater Raymund Schwager heraus, der in Innsbruck lehrte und 2004 früh verstarb.

Der Sündenbock-Mechanismus

«Auf Schwager wie auch auf den amerikanischen Kulturphilosophen René Girard bezieht sich Niewiadomski», erklärt Rutishauser. Es geht um die Deutung von Kreuzigung und Eucharistie als Opferhandlungen, die die Schuld des einzelnen oder einer Gruppe sühnen sollen. Der Vergleich mit archaischen Mythen und gesellschaftlichen Verhaltensmustern, die einen reinigenden Sündenbock-Mechanismus kennen, hat Theologen, Psychoanalytiker und Literaturwissenschaftler beschäftigt. «Es lohnt sich, darüber neu nachzudenken», resümiert Rutishauser.

Cornelia zur Bonsen

TREFFEN DER MITARBEITENDEN IM LASSALLE-HAUS

Zwei Tage lang haben sich Mitarbeitende und Jesuiten der Provinz Zeit für den Informationsaustausch genommen. Ein Fazit: Die Werke der Provinz bewegen vieles. Auch die Provinz selbst wird sich verändern.

Wissen, was der andere tut, ist eines der wichtigsten Ziele des Treffens von Mitarbeitenden und Jesuiten der Provinz Schweiz. Viel Raum nahm daher die Vorstellung aktueller Herausforderungen der einzelnen Werke ein. Auch die interne und externe Kommunikation mit Hinweisen zum

Corporate Design standen auf der Tagesordnung. Zur internen Kommunikation gehört zudem das Verständnis der ignatianischen Begrifflichkeit, die Provinzial Christian Rutishauser erläuterte. Mit grossem Interesse wurden seine Ausführungen zu neuen Provinzgrenzen aufgenommen: Künftig wird die Schweiz Teil einer viel grösseren Provinz sein, der auch Deutschland, Österreich, Ungarn, Lettland, Litauen und Schweden angehören. Für die Schweizer Mitarbeitenden bringt dies keine personellen Veränderungen mit sich.





Was Pater Müller SJ in Mosambik erlebt +++ Wie die JRS-Schule im Irak den Flüchtlingsalltag verändert +++ Wie man Erdbebenopfern in Ecuador helfen kann +++ Weshalb Provinzial Rutishauser das Thema Religion und Gewalt so wichtig findet +++ Warum Noémie ein Jahr soziale Arbeit leistet



Ruine der Reduktionen in Bolivien Gedenkjahr 2017

Man nennt sie «Jesuitenstaaten» oder «Reduktionen», abgeleitet vom spanischen Wort reducir für zusammenführen. Der Begriff steht für ein hochspannendes missionarisches und gesellschaftliches Modell, das die Jesuiten im 18. Jahrhundert in Lateinamerika für die Indios etablierten. 2017 wird es genau 250 Jahre her sein, dass der damalige spanische König Carlos III. den Reduktionen ein Ende bereite. Grund genug, an dieses Missions-Experiment in einem Gedenkjahr zu erinnern. Um die Ruinen der Jesuiten-Reduktionen, von denen heute zwölf zum Weltkulturerbe gehören (s. Foto), kümmern sich die Jesuitenmission in Deutschland und die Stiftung Jesuiten weltweit in der Schweiz. In Bolivien hat der früh verstorbene Schweizer Architekt Hans Roth 20 Jahre lang alte Kirchen der Reduktionen von Grund auf restauriert.



Neue Molkerei für Center in Sambia Aufruf zum Crowdfunding

Rund 45 Kühe werden im Kasisi Agricultural Training Centre (KATC) in Sambia gehalten, einem Jesuiten-Projekt, das die Lebensbedingungen auf dem Land verbessern soll. Geleitet wird es von Paul Desmarais SJ, der von dem Schweizer Biobauern Markus Schär beraten wird. Schär arbeitet derzeit für Commundo in Sambia. Um das Bildungszentrum der Jesuiten finanziell zu sichern, ist eine neue Molkerei geplant. Dabei soll die Wertschöpfung aus der selbstproduzierten Milch erhöht werden. Zudem soll der Betrieb als Vorbild die Lernenden ermutigen, selbst Unternehmen zu gründen. Für die Gebäude und Anlagen der neuen Molkerei werden 15 000 Franken benötigt. Schär will das Geld durch «Crowdfunding» im Internet sammeln. Mehr dazu unter www.100-days.net/de/projekt/eine-molkerei-fuer-kasisi.

Das Magazin von Jesuiten weltweit

Erscheint viermal im Jahr
Abonnementspreis: Fr. 8.–

Abonnementsverwaltung:

Stiftung Jesuiten weltweit,
Hirschengraben 74, 8001 Zürich,
Telefon 044 266 21 30
E-Mail: magazin@jesuiten-weltweit.ch
IBAN: CH51 0900 0000 8922 2200 9

Redaktion: Toni Kurmann SJ,
ZURBONSEN Communications

Gestaltung, Druck und Versand:

Cavelti AG
medien. digital und gedruckt.
9201 Gossau SG

Bildnachweis:

*Väthrüder SJ (Titel, S. 4–7, 16),
Stiftung Jesuiten weltweit (S. 2,
13) zur Bonsen (S. 2, 11, 15),
Kurmann SJ (S. 3), JRS (S. 3, 8, 9),
KNA (S. 9), Jesuitas Ecuador
(S. 10), Jesuiten Nepal (S. 10),
MPSM (S. 11), Chennai Mission
(S. 11), Haldi (S. 12), Issartel
(S. 13), Herder Verlag (S. 13),
Lassalle-Haus (S. 14, 15), istock-
photo (S. 16), von Schöler (S. 16)*